

Gerd Müller

oder Wie das große Geld
in den Fußball kam

Eine Biografie

HANS
WOLLER

C.H.Beck



deutsche Meisterschaft gegeben, so dass die leistungsstärksten Mannschaften nur selten aufeinandertrafen. 16 Vereine wurden nach einem komplizierten, nicht immer ganz transparenten Verfahren in die Bundesliga aufgenommen.[2] 1860 München gehörte zu den Glücklichen, die damit auch den letzten Schritt in den Profifußball machen konnten. Der Münchner Traditionsverein war sogar eine besonders begehrte Adresse. In seinen Reihen standen mehrere Nationalspieler und weitere Kandidaten für das Team von Bundestrainer Sepp Herberger. Namentlich die Offensive mit Rudi Brunnenmeier, Fredi Heiß, Hannes Küppers und Peter Grosser zählte zu den besten der Liga, was Müller nicht verborgen geblieben war. Über Fußball wusste er alles, was man in Nördlingen wissen konnte.

Ihm war deshalb auch sofort klar, was es hieß, als er von dem Unterhändler der «Sechziger» hörte, dass 1860 für die Spielzeit 1964/65 bereits drei neue Amateurspieler unter Vertrag genommen hatte. Es hieß: ein Jahr in der Reservemannschaft als unbezahlter Amateur zu spielen, weil der DFB nur drei solche Transfers pro Saison erlaubte,[3] und dann bei der überragenden Konkurrenz auf einen Stammplatz zu hoffen. Walter Fembeck, der Geschäftsführer des FC Bayern, hatte ungleich mehr zu bieten: den Status eines Vertragsspieler genannten Halbprofis und die sofortige Aufnahme in den Kader der ersten Mannschaft, die im Angriff eher dünn besetzt schien.

Fembeck war nicht durch Zufall auf Müller gestoßen. Eine Scouting-Abteilung hatten die Bayern in den 1960er Jahren zwar noch nicht. Späher-Dienste verrichtete aber eine ganze Reihe von Sympathisanten, die in der Provinz Augen und Ohren offen hielten. Einer davon war der Friseurmeister Alexander Kotter aus Bad Wörishofen, dem Müller bei einem Spiel in Oberstdorf durch seine Tore so sehr imponierte, dass er die Bayern-Zentrale in München über seine sensationelle Entdeckung informierte. Fembeck, immer auf der Suche nach Talenten, beobachtete Müller zweimal und empfahl dann dessen Verpflichtung, die auch von der Vereinsführung befürwortet wurde.[4]

Aus Müllers Perspektive hatte das Angebot nur einen Haken: Die Bayern spielten in der Oberliga Süd, also in der zweiten Spielklasse. Sie waren 1963 bei der Gründung der Bundesliga übergegangen worden und hatten im Jahr danach den schon sicher geglaubten Aufstieg aus Überheblichkeit verpasst. Aber: Was war das schon angesichts der Vorteile, die ein Engagement bei den Bayern versprach? Der modern geführte Verein strebte mit Verve und guten Aussichten die erste Liga an. Müller durfte in absehbarer Zeit mit der Beförderung vom Vertrags- zum Lizenzspieler (dem eigentlichen Vollprofi) rechnen und konnte sich in der jungen Mannschaft Hoffnungen auf einen Stammplatz machen, den er bei der Münchner Konkurrenz wohl kaum erreicht hätte. Und: Die Kasse stimmte.

5000 DM – ungefähr die gleiche Summe, die sein Vater in einem Jahr verdient

hatte – zahlte der FC Bayern an die Mutter, die die «Kassen-Ausgabe-Quittung» unterzeichnen musste, weil Müller noch nicht volljährig war.[5] Fembeck besorgte ihm in München außerdem ein Zimmer bei einer Lehrerin und einen Job bei Möbelhändler Morhart, wo er halbtags als Packer arbeiten sollte. Der Mutter war das nur recht. Es lag außerhalb ihres Vorstellungsvermögens, dass ihr Sohn sein Leben mit Fußball bestreiten konnte. Eine ordentliche Anstellung war in ihren Augen eine Rückversicherung – für den Fall, dass sich der Ausflug in den Profifußball als Enttäuschung erwies.

Und das Monatsgehalt? Bei der Gestaltung der Verträge ließ der DFB den Vereinen offiziell keinen großen Spielraum. Die Fußballfunktionäre hatten sich zwar 1963 für das Profitum entschieden und waren damit dem Weg gefolgt, den andere europäische Länder schon vor längerer Zeit eingeschlagen hatten. Die große Verzögerung hatte ihre Ursache nicht nur in der überlebten Vorstellung der DFB-Funktionäre, dass der Fußball eine «saubere» Sache sei und von den Gesetzen des Mammons frei gehalten werden müsse. Den Ausschlag gab das zähe Ringen um das Prinzip der Gemeinnützigkeit, das der DFB unbedingt gewahrt wissen wollte. Wäre es aufgehoben worden, hätten die Vereine deftige Steuern zahlen müssen.[6]

Der DFB musste dabei zahlreiche Kompromisse mit den Finanzbehörden schließen. Unter anderem zog er bei der Bezahlung der Vertrags- und Lizenzspieler so enge Grenzen, dass es den Anschein haben konnte, er wolle sich von seiner eigenen Entscheidung für den Profifußball gleich wieder distanzieren. Die Ablösesumme, also der Betrag, den ein Verein dem anderen nach einem Wechsel eines Spielers zu zahlen hatte, durfte 50.000 DM nicht überschreiten. Der Spieler selbst konnte nach der Unterzeichnung eines Zweijahresvertrags höchstens 10.000 DM Handgeld erhalten. Das Monatsgehalt lag bei maximal 1200 DM. Nationalspieler und andere Stars, die ein Verein für besonders befähigt und wichtig erachtete, konnten beim DFB eine Erhöhung auf 1800 DM, in speziell gelagerten Fällen sogar auf 2500 DM beantragen, die aber mitnichten immer gewährt wurde.[7]

Im Ausland war um diese Zeit ungleich mehr zu verdienen. Namentlich die italienischen Vereine lockten mit märchenhaften Summen. Der Hamburger Stürmerstar Uwe Seeler hatte Angebote in Höhe von 500.000 DM, dem Kölner Abwehrrecken Karl-Heinz Schnellinger bot man 750.000 DM, bei anderen Stars aus Südamerika war sogar von ein bis zwei Millionen DM die Rede.[8] Aber auch in der Bundesliga gab es bereits bei der Gründung fast keinen Verein, der sich an das DFB-Statut hielt; schon 1963 war die «offiziell verkündete Gehaltsobergrenze ausgehebelt».[9]

Die Klubs der ersten Liga handelten von Beginn an in einem schon bald im Zeichen der Illegalität stehenden Graubereich, den sie im Einvernehmen mit dem

DFB geschaffen hatten, um die steuerlichen Belastungen so gering wie möglich zu halten. Ihre Versicherung, das gesparte Geld in den Amateurbereich, also in den Breitensport zu stecken, diente nur dazu, den Schein der Gemeinnützigkeit aufrechtzuerhalten. Den Nutzen hatten allein die Profis, was dem DFB und den Steuerbehörden ebenso bekannt war wie der großen Politik. Herausragende Spieler konnten nur so finanziert und bei ihren Vereinen gehalten werden. Saubere Wege zum Erfolg gab es in dem nationalen und internationalen Verdrängungswettbewerb längst nicht mehr. Namentlich den Nationalspielern musste niemand sagen, wie begehrt sie waren und dass sie deutlich mehr verlangen konnten als die vorgeschriebenen Handgelder und das monatliche Fixum in Höhe von 1200 bzw. 1800 DM.[10] Sie und andere Stars erreichten bereits in den Anfangsjahren der Bundesliga ein «Gehaltsniveau, mit dem selbst Chefärzte, Notare oder Sparkassendirektoren [...] nur schwer mithalten konnten».[11]

Von solchen Summen konnte Gerd Müller 1964 allerdings nur träumen. Der FC Bayern zahlte dem Neuzugang mit dem Status eines Vertragsspielers alles in allem 400 DM im Monat, hinzu kamen die gleiche Summe aus seiner Halbtagsbeschäftigung in der Möbelhandlung und Siegprämien, die sich im Idealfall auf ein paar Hundert DM beliefen.[12] Insgesamt hatte er damit nur wenig mehr in der Tasche als in der Schweißerei Bremshey in Nördlingen. Aber er musste nur halbtags arbeiten und war beim FC Bayern München, der nach Höherem strebte.

Beinahe hätte ihm sein alter Verein noch in letzter Minute einen Strich durch die Rechnung gemacht. Der TSV Nördlingen wollte sich in der Landesliga behaupten, man liebäugelte sogar mit dem Aufstieg in die nächsthöhere Klasse. Müller war dafür unverzichtbar und hatte im Laufe der Saison wohl auch schon durchblicken lassen, dass er in Nördlingen bleiben wollte. Streit war also vorprogrammiert. Selbst Oberbürgermeister Hermann Keßler, zugleich der Vereinspräsident, setzte Müller und dessen Mutter unter Druck, um ihn von einem Vereinswechsel abzubringen. Im Raum stand sogar die Drohung, die Freigabe für den FC Bayern zu verweigern, was zu einer einjährigen Sperre von Gerd Müller geführt hätte. Einige Funktionäre gingen noch einen Schritt weiter und streuten das Gerücht, dass es mit Müllers Gesundheit nicht zum Besten stehe.[13] Am Ende glätteten sich die Wogen jedoch rasch wieder. Die maßgeblichen Männer des TSV Nördlingen sahen schließlich ein, dass man einem jungen Spieler eine solche Aufstiegschance nicht verbauen durfte und der Verein stolz sein konnte, dass einer der seinen den Sprung in den Profifußball geschafft hatte. Gerd Müller aber verzieh es seinem alten Verein nie wirklich, dass er versucht hatte, ihm Steine in den Weg zu legen. Er schaltete auf stur und ließ sich namentlich in seiner großen Zeit nach 1970 in seiner Heimatstadt nur noch selten blicken.

Nördlingen liegt 150 km von München entfernt. Nur zwei, drei Stunden Auto- oder Zugfahrt trennten die beiden Städte – eigentlich nichts. Im Gefühlshaushalt von Gerd Müller aber war der Abstand riesengroß, in Kilometern und Stunden gar nicht zu ermessen. Der Abschied aus Nördlingen im Sommer 1964 bedeutete den Bruch mit seiner Jugendliebe Laura und alten Freunden, und er beendete das vertraute Zusammensein mit der fürsorglichen Mutter, die sich schreckliche Sorgen um ihren Sohn machte, der nun ganz allein in einer großen Stadt zurechtkommen musste. Er war noch nie länger von zu Hause weg gewesen und in praktischen Dingen wie Kochen und Wäschewaschen ganz unerfahren. Wie würde es ihm in der bayerischen Hauptstadt ergehen? Alles war dort fremd für den 19-Jährigen aus Nördlingen: die Sprache und vor allem das mondäne Leben auf den Straßen und Plätzen, das die besorgte Mutter nur vom Hörensagen kannte, aber als bedrohlich empfand.

Müller fühlte sich in München tatsächlich verlassen und fand dort nur selten den Mut, auf eigene Faust etwas zu unternehmen. Nur in der gleich ums Eck seiner Wohnung gelegenen Gaststätte «Orlean» tauchte er regelmäßig auf. Ansonsten ging er gelegentlich ins Kino, und hin und wieder traf er sich mit Freunden aus Nördlingen, die in München zu tun hatten. Heimweh, beißendes Heimweh bestimmte sein Leben – am liebsten hätte er schon nach wenigen Wochen seine Koffer gepackt, um nach Nördlingen zurückzukehren.[14]

Dass er sich in München nicht wohl fühlte, hatte auch mit dem neuen Verein zu tun, der sich 1964 anschickte, nach einigen Krisenjahren zu den Großen des deutschen Fußballs aufzuschließen. Die materiellen Voraussetzungen dafür, dass das «schwer rambolierte Bayernschiff»[15] wieder Fahrt aufnehmen könnte, waren allerdings nicht allzu rosig: Der Traditionsverein hatte Mitte der 1960er Jahre etwa 5000 Mitglieder, die einen Jahresbeitrag in Höhe von zunächst 36, dann 60 DM entrichteten.[16] Auch sonst nahm der FC Bayern nur wenig ein, weil das städtische Stadion an der Grünwalder Straße mit seinen rund 40.000 Plätzen zu klein und zu alt war und obendrein über nur wenige teure Sitzplätze verfügte; 3000 gab es, davon genau 1400 überdachte auf der Haupttribüne. 1963/64 lag der Zuschauerschnitt bei gerade einmal 15.000.[17]

Das tat den Ambitionen des Vereins aber keinen Abbruch. Die Vergangenheit als deutscher Meister von 1932 verpflichtete, und die Konkurrenz der «Löwen» stachelte die Vereinsführung an, alle Kräfte anzuspannen, um ihr großes Ziel, die Bundesliga, zu erreichen und mit den «Sechzigern» gleichzuziehen. Der Torjäger aus Nördlingen war bei dieser Anstrengung nur einer unter vielen. Er musste selbst sehen, wo er blieb. Die führenden Männer waren ihm jedenfalls keine große Hilfe. Im Gegenteil: Sie schüchterten ihn nur noch weiter ein – mit ihrem auftrumpfenden Optimismus, ihrer kämpferischen Arroganz und ihrer selbst postulierten Genialität, die in dem Ausspruch von Robert Schwan gipfelte, er leide

unter seiner Intelligenz.[18] Noch als Weltstar sah Müller voller Respekt zu ihnen auf.

An der Spitze des Vereins stand seit 1962 Wilhelm Neudecker (Jahrgang 1913), der aus dem niederbayerischen Straubing stammte, wo er in einfachen, fast ärmlichen Verhältnissen aufgewachsen war.[19] Neudecker, ein deutsch-national gesinnter Mann mit Sympathien für Hitler und die NSDAP, hatte Maurer gelernt, ehe er sich 1932 bei der Bayerischen Landespolizei bewarb, in der er bis 1935 blieb. Nach Hitlers Machtergreifung trat er in die SS und die NSDAP ein, wobei nicht klar ersichtlich ist, wie lange er ihnen angehörte. Nur einige Monate, der SS zwei Jahre oder doch länger? Neudecker ließ die Nachwelt darüber im Unklaren, entfaltete aber wohl weder in der Partei noch in der SS besondere Aktivitäten. 1935 wurde er jedenfalls in die Luftwaffe überführt, in deren Sanitätstruppe er bis Kriegsende diente – zuletzt im Range eines Hauptfeldwebels. Hinweise auf nennenswerte Belastungen aus der NS-Zeit finden sich in den Akten nicht.[20] Neudecker scheint ein ebenso anpassungsfähiger wie zupackender Bursche gewesen zu sein, der nach kurzer Kriegsgefangenschaft rasch wieder auf die Beine kam. Er machte die Meisterprüfung als Maurer, gründete in München ein Baugeschäft und brachte es in den goldenen Jahren des Wirtschaftswunders zu beträchtlichem Reichtum. Mit nicht ganz sauberen Mitteln und Methoden, munkelte man, ohne dass die nie verstummen Korruptionsvorwürfe zu belegen gewesen wären. Er hatte eben – wie andere Baulöwen auch – gute Kontakte in die Politik, und er pflegte und nutzte sie mit Umsicht und Schläue.

Mit dem Fußball hatte Neudecker früher wenig zu tun gehabt, auch bei der Führung eines großen Vereins fehlte ihm jegliche Erfahrung. Er galt als Übergangslösung, fand aber rasch Gefallen an dem publizitätsträchtigen Amt und ließ sich von der großen Bühne nicht mehr verdrängen. Neudecker war ein ambitionierter Geschäftsmann, der zwei einfache Grundsätze hatte: Viele Köche verderben den Brei – und: Geld regiert die Welt. Danach handelte er: Der «Präse», wie er jovial und respektvoll zugleich genannt wurde, gab den Ton an. Jedes seiner Worte glich einem Hoheitsakt, und darin ließ er sich auch vom 1968 geschaffenen Verwaltungsbeirat des FC Bayern München, eigentlich einem Organ der Mitbestimmung, nicht beirren. Eines seiner Mitglieder charakterisierte das hemdsärmelige Verhalten Neudeckers später so: Der Beirat werde nur «gutachterlich gehört [...], ob ein weißer oder ein scheckiger Ball» angeschafft werde.[21] In allen Fragen von einiger Bedeutung aber zählte nur die Stimme Neudeckers, der hinter der Fassade urbaner Gewandtheit wie ein Diktator agierte. «Hier bestimmt nur einer», verkündete er immer wieder, «und das bin ich».[22]

Das galt vor allem für den geschäftlichen Bereich, wo sich fast alles um das Geld drehte. Selbst sparsam bis zum Geiz, konnte er genauso großzügig sein, wenn er eine Chance sah, mit Geld im Fußball etwas zu bewegen. Ihn störten weder